

mei und dem wendischen Dudelsacke, durch die stille Nacht bis hinunter ins Wiesental am Nixenberge klangen, da horchten die Bewohner des Nixenteiches auf. In ihnen erwachte darauf heiße Sehnsucht, mit den frohen Menschenkindern droben im Saale des alten Kretschams fröhlich zu sein. Flugs nahmen die Nixen Menschengestalt an und erschienen in der Tracht jener Tage als schmucke Dirnen im Tanzsaale des alten Erblehngerichtes. Sie fanden stets allgemeine Bewunderung bei den Burschen des Dorfes, erregten aber oft auch den Neid der Dorfschönen, die es gar nicht etwa gern sahen, wenn die jungen Burschen zu oft mit den fremden Mädchen tanzten. Eifersucht quälte ihre Herzen. Wie schön aber auch die Benedeiten zu tanzen verstanden! Wo mochten die nur das gelernt haben? — Regelmäßig um Mitternacht verließen die Nixen den Tanzsaal. Manchmal mitten im Tanze hielten sie inne, sie entschlüpften ihren Tänzern und verschwanden spurlos. Ab und zu gestatteten sie auch einem schmucken Burschen, sie zu begleiten. In der Nähe des Nixenteiches erhielt der Erwählte seinen Lohn, kleine, blitzende Münzen aus Silber. Während der Beschenke verwundert das erhaltene Geld betrachtete, verschwanden die Nixen. Sah der Bursche wieder auf, dann erblickte er niemanden mehr und er kehrte kopfschüttelnd nach dem Dorfe zurück. — Zuzeiten trugen die Nixen auch meergrüne Kleider, deren Saum unten immer naß war. Da hüteten sich die Burschen sehr wohl, die fremden Mädchen zu begleiten und deren Neckereien sich auszusetzen.

In Kleindittmannsdorf hatte man sich an jene hübschen Dirnen aus dem Nixenteiche so gewöhnt, daß es allgemein auffiel, wenn sie einmal nicht erschienen. Dann herrschte im Saale auch gar nicht die Fröhlichkeit wie sonst, und sehnsuchtsvoll blickte mancher der Burschen verstohlen nach der Saaltür, ob die fremden Schönen nicht bald kommen würden. — Noch heute erzählen die Großmütter ihren Enkeln gern von jenen Nixen, die sonst nach Kleindittmannsdorf zum Tanze kamen. —

Die Nixen sind seit langem aus dem Nixenteiche verschwunden und haben sich in ihr unterirdisches Schloß im Nixenberge zurückgezogen. Sie konnten das Läuten der Glocken von Lomnitz und Lichtenberg nicht vertragen. Dann und wann kommen sie aber in hellen Vollmondnächten doch wieder nach der Oberwelt, um ihre Wäsche am Nixenteiche auszubreiten und im Mondenschein zu bleichen. Das wollen schon viele gesehen haben, die in solchen Nächten hier vorübergingen.

Im Herbst . . . !

Skizze von Rudolf Krenz

Sonntagnachmittag!
Goldener Sonnenschein, der zitternd und kosend um das Dach des gegenüberliegenden Hauses spielt, lockt hinaus; tiefdunkle Himmelsbläue läßt herzinnig zum Wandern ins Freie und herbsüße, frische Luft weht immer wieder zum Fenster hinein, schmeichelt um lernheißen Kopf und glühende Wangen und bittet so eindringlich: Komm hinaus! Und im Herzen weckt dieser Ruf Widerhall. Und von innen und außen hart bedrängt, gebe ich nach und eile hinaus! . . .

Wie ist doch der Herbsttag so frisch, so hell und so bunt! Goldene, herzblutrote Farben überall an Baum und Strauch. Letzte Lebensglut im trunkenen Feuer sinnlicher Schönheit. Das Sterben gleicht einem freudigen Fest!

Kein Wehlaut herben Scheidenmüßens geht durch die Natur. Keine bange Stille mahnenden, unabwendbaren Todes lastet auf ihr. Nein, jene seltsame Stille, die erfüllte Pflicht, erfüllte Sendung gebietet, jene Glückseligkeit, die Zeit und Werk vollendet weiß, erfüllt den Raum in heiliger Weihe . . .

Im Abgott.

Auf einem der Felsen liege ich, von goldener Nachmittags-sonne bestrahlt. Tief unten fließt die Spree. Lautlos und mit jener Selbstverständlichkeit, die mit der Zeit den schauenden Augen unheimlich wird. Die die Gedanken flufaufwärts zieht an jenen

Ort, wo aus den dunklen Tiefen der Erde der dünne Strahl, der Lebenskeim, des Flusses dringt; die sie mit flufabwärts tragen, auf immer breiter wachsendem Rücken bis ans große Meer, das immer höher und höher schwillt, Land und Berge überschwemmt, die ganze Erde frist, alles Leben erdrückt, bis alles nur noch Himmel und Wasser ist! . . .

Still ist es auf meiner lustigen Höhe. Zuweilen nur schreit ein Vogel. Zuweilen nur wird mir in meinen Träumen das Rauschen des Mühlwehres, bewußt. Ich kann es nicht sehen. Ich schaue stadtwärts. Im großen Bogen windet sich die Spree durch das felsengeengte Tal. Trüb sind ihre Fluten. Und voll Blätter. Goldene und blutrote. Des Herbstes Kleid, zu einem einzigen endlosen Faden aufgetrennt, führen die Wasser fort. Unaufhaltsam. Unwiderruflich. Weh wird es da in der Brust. Hilflos sitze ich auf meinem Fels, muß zuschauen, wie die Schönheit aus dem Lande getragen wird. Muß zuschauen, wie Baum und Strauch blattleerer, schönheitsärmer werden. Und kann nicht Einhalt gebieten . . . !

Aber Berge sehe ich den Winter steigen. . . . Durch sandige Heide ihn zu uns kommen. . . . !

. . . Aber es muß ja so sein, törichtes Herz! Ist Winter nur freudlose, harte Zeit? O nein! Winter bringt trauliche Dämmerstunden am warmen Herd. Bringt Erbauungstunden an den Stätten der Kunst und der Wissenschaft. Winter bringt Weihnacht und frohe Festeszeit. Winter bringt Freuden, die der Sommer nicht kennt. Winter führt Dich eindringlich zu Dir! . . .

Und hinter dem Winter ahnst du den Frühling! Weshalb also zagen im Herbst! . . .

Vom Martinstag in der Oberlausitz

Von O. Schöne

Am 11. November finden wir im Kalender den Martinstag verzeichnet. In den Urkunden des Mittelalters tritt er unter den Namen Martinus hiemalis, Martinus im Winter, Merten, Merteinstag, Martinus frigidus (kalter Martinus) und anders auf. Es wird derselbe zurückgeführt auf den Bischof „Martinus von Tours“. Daß wir es an diesem Heiligtage bei uns mit einem alten volkstümlichen Fest zu tun haben, erhellt aus der Tatsache, daß in nichtgermanischen Ländern, wie in Frankreich, das Gedächtnis des heiligen Martin nur in der Kirche gefeiert wurde und noch gefeiert wird. Von einer volkstümlichen Feier findet sich daselbst keine Spur, während diese in allen germanischen Ländern von der Schweiz bis nach Norwegen ganz allgemein ist. In ihrem Mittelpunkt stehen der „Martinschmaus“ und „Martinstrunk“, gegen welche bereits die Synode von Auxerre im Jahre 590 als gegen eine heidnische Sitte eiferte. Da wir hier rein germanische Bräuche vor uns haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Sankt Martin nach seiner Heiligsprechung an die Stelle eines germanischen Gottes, vielleicht des Wodan, getreten ist, dem zu Ehren unsere Vorfahren dereinst für den Segen der Herden, in späterer Zeit für die Früchte des Gartens Opfer und Spenden brachten. Sankt Martin galt demnach als Schutzherr der Herden und des Hausgeflügels, und die Winzer riefen ihn um Wachstum und Gedeihen der Trauben an. Vor allem wurde ihm die Gans als heiliges Tier zugesprochen, weshalb noch bis auf unsere Tage der Gänsebraten zu diesem Zeitpunkte ein allgemeines Gericht von den Alpen bis in den hohen Norden ist. Ein älterer deutscher Schriftsteller, Sebastian Franck, berichtet darüber folgendes: „St. Martins fest celebriert diß volck wunder ehrlich, erst-